



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

T a g e b u c h.

I.

A u s W i e n.

Militärische Herbstübungen. — Finanzielle Bedenken. — Unglücksfälle. — Geistesgegenwart eines Husaren. — Belohnung. — Polizeiliche Warnung. — Künstlerische Interessen. — Hoftheater. — Theater an der Wien. — Rivalität. — Folgen der Prekpetition. — Gewerbliche Thätigkeit. — Statistisches. — Auch in Oesterreich eine Centralisation. — Aristokratie in Böhmen und Mähren. — Der österreichische und der böhmische Arbeiter. — Ein Faktum.

Die zu den diesjährigen Herbstübungen versammelten Truppen haben bereits wieder verlassen, um in ihre Quartiere zurückzukehren, und der commandirende General, Erzherzog Albrecht, ist sogleich nach Linz geeilt, um die dortige Garnison gleichfalls persönlich zu inspectiren, nachdem das beabsichtigte größere Lager bei Wien, wozu auch die entfernteren Garnisonen von Linz, Wels und Salzburg herangezogen werden sollten, an dem finanziellen Bedenken der obersten Behörden gescheitert war. Diese Geldrückichten spielten überhaupt bei diesen Waffenübungen eine sehr bedeutende Rolle, indem auch das in das Programm aufgenommene größere Feldmanöver, dessen Evolutionsen sich auf eine Fläche von mehreren deutschen Meilen und auf die Dauer von drei Tagen erstrecken sollten, später unterbleiben mußte, weil die an die Grundbesitzer zu leistenden Entschädigungen nach den amtlich vorgenommenen Schätzungen die allerdings etwas bedeutende Summe von 20,000 Fl. erreicht hätten. Die zum Schauplay der kriegerischen Bewegungen auserkorene Gegend, welche sich längst des Bergrückens über Mädling und Baden bis Wiener-Neustadt hinzieht, besitzt viele Weingärten und diese Beschaffenheit des Terrains macht Scheingefechte sehr kostspielig, da bei den den Winzern zu bezahlenden Entschädigungssummen nicht wie bei Aekern und Wiesengrund blos der Schaden des laufenden Erntejahrs in Betracht gezogen wird, sondern die Verwüstungen des Nebenlandes als nachhaltig angesehen und deshalb der Vergütungsanschlag eine größere Zeitfrist umspannen muß.

Uebrigens waren die militärischen Schauspiele in diesem Jahre von mancherlei Unglücksfällen begleitet, weniger von Seite der Truppen selbst, als vielmehr des Publikums, das sich zu solchen Dingen mit einer Unerschrockenheit und einer Unverdroffenheit zu drängen pflegt,

welche besserer Zwecke würdig wären. Nicht zufrieden, in der Entfernung mit dem Auge den Bewegungen der Streikkräfte zu folgen, wissen sich die Massen der Zuschauer bei solchen Gelegenheiten selbst zwischen die Bataillons zu schieben, wo sie dann bei den von ihnen nicht geahnten schnellen Evolutionen der Truppen nicht selten in peinliche Lage, ja wohl auch in Lebensgefahr gerathen. So befand sich plötzlich beim Schwenken der Husaren unlängst ein Knabe vor der Fronte, dessen Kraft nicht ausreichte, um den ansprengenden Reitern noch zur rechten Zeit aus der Marschrichtung zu kommen, und der unzweifelhaft zerstampft worden sein würde, hätte nicht ein Husarenkorporal die Besonnenheit gehabt, der in tausendem Galopp dahinfliegenden Schaar um einige Schritte voranzujagen, den Knaben mit gebücktem Leibe schnell aufzuraffen und zu sich auf's Pferd zu nehmen, bis wieder Halt gemacht wurde. Der Erzherzog, welcher diese Handlung echt soldatischer Geistesgegenwart bemerkte, ließ den Husaren vor sich kommen, lobte ihn und beschenkte ihn reichlich. Wie man vernimmt, sind auch mehrere Menschen erschossen worden, was die Polizeibehörde veranlaßte, in einer allgemein bekannt gemachten Warnung das Publikum zu ermahnen, sich nicht so nahe an die Truppen zu drängen; doch können wir nicht begreifen, warum in dieser Kundmachung der Polizeibehörde die Schuld des vorgefallenen Unglücks lediglich der Unvorsichtigkeit der Betroffenen zur Last gelegt werden konnte, indem doch schwerlich eine tödtliche Verletzung beim Schießen stattfinden kann, wenn nicht von Seite des Militärs Kugeln oder Steine geladen werden, was doch streng untersagt ist. Mag darum das Herandrängen der gaffenden Menge mit Recht als unstatthaft und unvorsichtig bezeichnet werden, nicht minder sollte aber der unverantwortliche Muthwille gerügt sein, welcher einzelne Soldaten, zumal unter den Felbjägern, antreibt, ihre Gewehre mit Erde zu laden, um auf Hasen und Neugierige zu schießen.

Von den militärischen Dingen gehe ich zu den Interessen der Kunst über und da finde ich über unsere beiden Hoftheater gar wenig zu sagen. Im Hofburgtheater sind die nächsten Novitäten ein von Theodor Hell übersetztes französisches Stück: „Jeanne und Jeanne-ton“ und „Heinrich IV.“ von Otto Prechtler, von dem man indes nicht recht begreifen kann, wie es die hiesige Censur passiren konnte, vorausgesetzt, daß der in diesem Kaiser repräsentirte Kampf der weltlichen Gewalt mit der geistlichen Macht auch gehörig in's Licht gestellt ist, denn ohne solche Färbung kann man sich gar keinen Heinrich IV. denken. Im Hofopertheater ging die Oper „Die vier Haimonskinder“ in die Scene und gefiel minder, als im Theater an der Wien, wo sie schon lange her eingebürgert ist und zu den Kassastücken des Direktors Pokorny gehört. Es ist nun schon das zweite Mal in der jüngsten Zeit, daß die Administration dieses mit einem Zuschuß

von jährlich 75,000 Gulden unterstützten Hoftheaters sich nicht entblödet, Novitäten, die auf den Bühnen des Privatunternehmers Pokorny zuerst gegeben wurden und Beifall fanden, zu borgen und durch ihre von glänzenderen Kunstkräften gehobene Darstellung der Initiative den gehofften gerechten Gewinn zu entreißen. Eine Direktion, welche so gestellt ist, wie die des Herrn Ballochino, sollte nur ausnahmsweise bereits irgendwo zur Darstellung gebrachte Opern als Novitäten vorsehren, vielmehr ihren Stolz darin finden, selbst welche hervorzurufen, das heißt, für ihre Anstalt besondere Opern von wahren Componisten schreiben zu lassen. Das Publikum schien auch die Sache so aufzufassen und war mit den Zeichen seiner Unzufriedenheit sehr freigebig, obschon die Oper selbst hier außerordentliches Glück gemacht hat und darum ohne Nebenründe jedenfalls anders aufgenommen worden wäre.

Nachdem vor einiger Zeit das Theater an der Wien in verjüngter Gestalt wieder eröffnet worden, hat nun auch das Leopoldstädter Theater, das zu gleichem Zwecke geschlossen worden war, seine Pforten aufgethan. Diese im Raum beschränkte Bühne ist jedoch in Folge der erlittenen Verwandlungen und eines Aufwandes von 25,000 Gulden nunmehr das zierlichste Schauspielhaus der Hauptstadt und gewährt der freundlichsten Anblick, der eine frühere Gestalt kaum mehr ahnen läßt. Es ist im Styl der Renaissance decorirt, etwas überladen zwar, aber ganz den kleinen Verhältnissen der Architektur angemessen, denen großartige Einfachheit gar übel anstehen würde. Statuetten und Schildereien aus den beliebtesten Volksstücken zieren die Logenbrüstungen; die Logen selbst sind jede in eigener Farbe ausgestattet und die verschwenderische Lichtfülle von mehr als hundert Gasflammen gießt einen blendenden Schimmer auf den ganzen Saal. Wie Director Carl in seiner Ansprache an das Publikum versicherte, hat er den Gedanken an den Bau eines neuen größern Theaters noch keineswegs aufgegeben, obschon er sich für jetzt mit der Renovirung des alten begnügte. Die chronique scandaleuse ist besonders reich an Hiftörchen, die sich mit der Rivalität der beiden Vorstadttheater beschäftigen, und sie tragen zuweilen eine Farbe, die dunkel genug wäre, um an ihrer Wahrheit zu zweifeln, wenn nicht manche Thatsachen dafür sprächen. Auffallend ist der Abstand, der zwischen den beiden Berühmtheiten Staudigl und Marra und dem sonstigen Gesangspersonal des Theaters an der Wien besteht; doch wie man hört, soll dieser Mißstand dadurch entstanden sein, daß der von Pokorny zum Engagement entsprechender Sänger auf Reisen geschickte Agent Holding von der Gegenpartei bestochen gewesen sei und seine Vollmacht nur dazu benützt habe, um den Zweck seiner Reise zu vereiteln und den Sängern von einem solchen Engagement abzurathen. Dieser Streich habe Pokorny gezwungen, darauf selbst zu reisen und persönliche Rücksprache zu pflegen, doch war bereits die schönste Zeit verstrichen und sein Plan dadurch zumeist

gescheitert. Es ist übrigens Thatsache, daß wenige Tage nach der Wiedereröffnung der genannten Bühne man das Seil des schweren Kronleuchters an einigen Stellen zerschnitten fand, so daß bei minderer Gunst der Umstände leicht das schauerhafteste Unglück hätte geschehen können, während der Frevel in diesem Falle noch zur rechten Zeit entdeckt wurde. Dagegen weiß man auch, daß Herr Carl die Absicht hatte, die seinem Schauspielhause in der Jägerzeile zunächst liegenden Häuser anzukaufen, um sodann einen großartigen Neubau zu beginnen, doch als er sich mit einem der Hausbesitzer nicht schnell genug über den Kauffchilling vereinigen konnte und nach einigen Tagen die unterbrochenen Unterhandlungen wieder aufnehmen wollte, befand sich das Haus bereits in den Händen des Baron D., welcher auf die Kunde dieses Kunsthandels eilig den Kauf abgeschlossen hatte, der nun das Bauprojekt in Scham auflöste.

Die vielbesprochene Presspetition der hiesigen Schriftsteller hat nicht nur keine Censurverleicherungen gebracht, sondern im Gegentheil Verfügungen nach sich gezogen, welche in ihrem Gefolge zu einer presspolizeilichen Dictatur führen müssen. Fortan ist der Instanzenzug für die periodische Presse aufgehoben und die Appellation an die Hofstudiencommission bloß größeren Werken freigestellt, in welchem Sinne denn auch die drei hiesigen Zeitschriften, welche diesen Recursweg betreten hatten, nämlich Wildner's juridisches Journal, Frankl's Sonntagsblätter und Schmidt's Literaturblatt, bereits beschrieben worden sind. Dazu ist die Censur aller hiesigen Zeitschriften, mit Ausnahme der politischen Journalistik, vom 1. October an ganz und gar in die Hände des k. k. Regierungsrathes Deinhardstein gelegt, von dessen Nothflucht keinerlei Berufung stattfindet! Die dem neuen Dictator der gesammten Journalistik gegebene Instruction soll sehr streng sein, so daß Deinhardstein, welcher bekanntlich seit seinem Abtritt von der Hofburgtheaterdirection in Ungnade stand, und, ob schon der Polizeihofstelle zugewiesen, von dieser gar nicht beschäftigt wurde, will er sich anders durch die ihm dargebotene Gelegenheit wieder lohnenswerthe Verdienste sammeln, nothwendig zu einem Terrorismus greifen muß. — Wie man hört, hat Deinhardstein gegen den ihm zugedachten Ehrenposten mit unbeschränkter Vollmacht höhern Orts Vorstellungen gemacht, indem er nicht gesonnen ist, sich mit seinen literarischen Collegen völlig zu überwerfen und eine in den Augen von ganz Deutschland nichts weniger als beneidenswerthe Rolle zu spielen. Ohne Zweifel ist diese Lage der Dinge bloß transitorisch, allein man erreicht dabei dennoch seinen Zweck, denn die Journalistik, so denkt man sich, wird die ihr gewordene Züchtigung nicht sobald vergessen und in Zukunft nicht mehr so kühn sein, die Regierung darauf aufmerksam zu machen, daß die Ausübung der Censur mit den Gesetzen selbst im grellsten Gegensatze stehe. Nach eini-

ger Zeit läßt man soann den frühern Zustand wieder zu, und indem man dadurch einen Beweis unerschöpflicher Gnade gibt, hat man zugleich die Petitionäre mürbe gemacht und ihnen gezeigt, daß der von ihnen so unendlich geschilderte Zustand noch nicht der schlimmste sei.

Wie sehr die gewerbliche Thätigkeit sich um die Hauptstadt selbst gruppire, zeigt nichts deutlicher, als die geographische Vertheilung der wichtigen Baumwollenmanufaktur, welche dormalen in der gesammten Monarchie 195 Etablissements beschäftigt und beiläufig 1,164,000 Feinspindeln zählt, wovon allein 378,586 auf die Provinz Niederösterreich fallen. Die genannte Anzahl von Baumwollenspinnereien vertheilt sich auf die verschiedenen Fabrikländer Oesterreichs in folgendem Verhältniß: Auf Böhmen 81 Fabriken, auf Innerösterreich, nämlich Oberösterreich, Steiermark, Kärnthen, Wien und das Küstenland 4, Tyrol und Vorarlberg 18, Lombardei 28, das Venetianische 1, und endlich Niederösterreich 40. Dabei ist indeß zu bemerken, daß diese bedeutende Anzahl von Spinnereien sich auf einem Flächenraum von fünf bis sechs Quadratmeilen in der nächsten Umgebung Wiens befinden, folglich das Reichbild der Residenzstadt allein die Hälfte der Baumwollspinnfabriken besitzt, welche das betriebsame Böhmen aufweist, und fast ein Viertel des ganzen Industriezweiges in der gesammten Monarchie.

Dasselbe Verhältniß stellt sich auch bei der vergleichenden Gegenüberstellung der in dem Zeitraum von 1820 — 1844 genommenen Erfindungsprivilegien, welche von Seite der k. k. allgemeinen Hofkammer ertheilt wurden, heraus, denn während von der in dieser Frist ertheilten Anzahl von 4041 Privilegien auf Böhmen blos 336, auf Mähren und Schlesien 145, auf Galizien 24, auf die Lombardei 276, auf das Venetianische 104, auf Dalmatien 2, auf Ungarn 103, auf Siegenbürgen 5, auf die Militärgrenze 3, auf Steiermark 48, auf Oberösterreich 98, auf Kärnthen und Dranien 33, auf das Küstenland 49, auf Tyrol und Vorarlberg 44, und endlich auf Ausländer 477 kamen, figurirt die kleine Provinz Niederösterreich in dieser Liste mit der Summe 2301, wovon 2007 lediglich auf die Stadt Wien fallen, das also die Hälfte aller in dem Zeitraume von 24 Jahren patentirten Erfindungen besitzt.

Eine ähnliche Erscheinung zeigt sich in Frankreich, wo im Jahre 1843 im ganzen Lande 952 Patente gelöst wurden, von denen auf Paris allein 475 kamen, doch die Centralisation Frankreichs ist eine vielerörterte und längst anerkannte Thatsache, indeß man in Bezug auf den österreichischen Kaiserstaat stets der, wie es sich jetzt zeigt, irrthümlichen Meinung war, als herrsche in ihm eine gewisse provinzielle Ungebundenheit und eine Art von Sonderleben, das in andern Staaten bereits durch eine centralisirende Staatsgewalt zerstört worden sei. Wie man sieht, beschränkt sich die officielle Abgeschlossenheit blos auf

die nationale Verschiedenheit und die linguistische Trennung, und wo diese nicht bestehen, da giebt es keine provinzielle Unabhängigkeit, und das Netz der Hauptstadt spannt hier eben so gut wie in andern Ländern Europa's sich über das beherrschte Gesamtgebiet aus. Man betrachte nur einmal den Zustand der untern Volksklassen der Provinzen, und vergleiche ihn dann mit dem des niedern Volkes in der Hauptstadt. Welch' ein Contrast, welch' ein Abstand in Lebensweise und LohngeWINN! Ueberhaupt kennt Der Oesterreich nur schlecht, welcher die Donau herabschwimmt und etliche Wochen in Wien verweilt. Der Schluß von Wien auf die Monarchie ist ein grundfalscher, sei es nun in geistiger oder materieller Beziehung, immer liegt eine gewaltige Kluft zwischen der Hauptstadt und den Provinzen, indem sich dort Alles im Glanz und Strom des entwickelten, großstädtischen Lebens mildert und manches schroffe gesellschaftliche Verhältniß daselbst in einem ganz andern Lichte zeigt, als dies in den entfernten Provinzen der Fall ist. Während in Wien eine gewisse Luft der Gleichheit das ganze öffentliche Leben durchfluthet, liegt in den Provinzen, zumal in Böhmen und Mähren, noch der volle Druck des aristokratischen Mittelalters und der moderne Kastendünkel des Beamtenthums auf dem Volke, und wenn derjenige, der gerade von München kommt, höchlich erstaunt ist, über den freisinnigen, ja frivolten Geist, der in der österreichischen Hauptstadt offen zu Tage tritt und nirgend eine pietistische Farbe aufkommen läßt, so wird er dies wie vieles Andere in der Provinz anders finden, wo ein karges Leben sehr häufig den grellsten Gegensatz bildet zu der feischen Luft und dem unerschöpflichen Lebensgenuß, der in Wien alle Schichten der Gesellschaft durchzuckt.

Der Arbeiter in Wien ist nicht gewohnt, seinen Durst mit Wasser zu stillen, und seinen Hunger mit Brot: ein Gläschen Wein, ein saftiges Fleisch muß der Lohn seiner Anstrengung sein, und sein Körper würde in der That die Last der Arbeit nicht ertragen, würde er auf dieselbe Weise genährt, wie der slavische Arbeiter. Die Slaven fangen an, den Oesterreichern, und überhaupt dem deutschen Arbeiter, in allen Erwerbsarten, wo nicht besondere Geschicklichkeiten und Kenntnisse erforderlich sind, eine gefährdrohende Concurrnz zu eröffnen, deren Folgen und Endergebnisse sehr schlimm ausfallen können. Der slavische Arbeiter, der in seiner Heimath kein Brot verdienen kann, selbst wenn er noch so genügsam und arbeitsam sein will, weil die Capitallien fehlen, durch welche er dort Beschäftigung finden könnte, wandert zulezt nach Wien, wo er wegen seines Fleißes, seiner Ausdauer und vorzugsweise wegen seinen bescheidenen Forderungen gern aufgenommen und nicht selten dem Deutschen vorgezogen wird, der bei größeren Anforderungen an Lebensgenuß minder schmiegsam und an Entbehrungen gewöhnt ist. Der Slave arbeitet in spärlicher Bekleidung, ohne

und so weiter

11

irgend eine Fußbedeckung im ärgsten Sonnenbrand, und ist zufrieden, wenn er sich täglich 30 Kreuzer W. W. oder 12 Kreuzer C.-M. verdient; dabei lebt er blos von Wasser und Brot, dem er durch Salz und Bestreichen mit Knoblauch einige Würze zu verleihen sucht, auf welche Weise es ihm denn auch gelingt, von diesem kargen Lohn selbst noch Ersparnisse zurückzulegen.

Bei allen Bauten wird man in Wien lediglich Slaven beschäftigt finden. Als die Direction der Wien-Gloggnitzer Eisenbahn den Fortbau der Linie nach Ungarn, der jetzt so lebhaft betrieben wird, beschlossen hatte, und zu diesem Behuf durch öffentliche Kundmachung die Brotlosen zur Arbeit einlud, fanden sich in Folge des niedern Tagelohns nur sehr Wenige in Wien selbst, und auch diese erklärten, zu diesem Lohne nicht arbeiten zu können. Darauf erhielt die Bahndirection die Erlaubniß, sich die erforderliche Arbeiterzahl aus Böhmen kommen zu lassen, und kaum hatten die Kreisämter daselbst durch das Organ der herrschaftlichen Gutsgerichte die Aufforderung erlassen, als sich statt der benötigten 4000 bereits auch schon 6000 Arbeiter auf den Weg nach Wien machten, wo sie allerdings mit scheelen Blicken und gelegentlichen Faustschlägen begrüßt wurden; doch der böhmische Landmann ist an Püffe so gewöhnt, daß ihn ein solcher Empfang nicht einzuschüchtern vermag. Wahrhaft frappant ist die nomadenhafte Art, mit welcher sich diese Einwanderer alsbald auf freiem Feld ansässig machten, und es gewährt einen sonderbaren Anblick, diese Leute Abends nach vollbrachtem Tagewerk auf improvisirten Herden ihre Mahlzeit bereiten zu sehen, und das Schauspiel erreicht den Gipfel der Dringlichkeit, sobald sie ihre selbstgegrabenen Schlafstellen einnehmen.

II.

Aus Berlin.

Die Berliner Zeitung interessant. — Wie sich die Zeiten ändern. — Grund der religiösen Reaction. — Wirrwar der Parteien. — Das aristokratische Element der Bewegung.

Das Gewirr ist unglaublich groß. Die Zeitung ist jetzt in der That interessant, hört man in allen Kreisen, hört man von Männern und Weibern. Nämlich die Wossische. Nämlich wegen der „Eingefandte“, in denen die geistliche Protest-Angelegenheit ventilirt wird. Es müsse dem Magistrat doch eigentlich selber wunderbar vorkommen, daß er dem Könige eine theologische Abhandlung vortrage, soll der König dem Magistrate gesagt haben. Allein, sehen Sie die Wossische Zeitung an, und Sie haben die Berechtigung des Magistrats zu diesem Vortrage schwarz auf weiß. Dieses eine Interesse hat alle übrigen verschlungen. Welch' eine Verwandlung, wenn man ein wenig zurückdenkt! Zu den Zeiten weiland Hegel's in der Hegel'schen Schule galten der Nationalismus und der Pietismus für „überwun-

den", für verschollen; wie Gespenster zogen diese Namen durch die Hörsäle, die Studenten lächelten vornehm über den kalten, dünnen, hausbacknen Rationalismus; der Pietismus dünkte ihnen eine Liebhaberei mondächtiger Geister; die Pietisten freuten sich, daß der Philosoph ihnen in Verachtung des Rationalismus zu Hilfe kam, und nannten diesen Rationalismus „abgestanden“; die Rationalisten denunzirten den Pietismus als Geistesgesundheitsmörderisch, Familienglückzerstörerisch, versteckten sich aber mit dem allen in einige dunkle Zeitschriften und schlechte Romane. Das Volk, die Masse der Laien bekümmerte sich um diese Dinge beinahe gar nicht. Wer, außer den Conventikellern, oder — wie sie sich selbst nannten — „Wiedergeborenen“, „zum Durchbruch gekommen“, fragte im Geringsten etwas nach der evangelischen Kirchenzeitung? Jetzt ist das alles anders geworden. Auf einmal hieß es: der Pietismus ist zur Herrschaft gekommen, d. h. zur politischen Herrschaft, zum Regimente, zu Macht, Ehren und Einfluß im Staate. Hui! wie lodert nun die Kampflust, die Kampfwuth auf! Die religiösen Parteien hatten ihre Wesen in der Stille getrieben, jede in ihrem Kreise. Jetzt fühlten sie sich plötzlich durch Maßregeln der Behörden beengt, oder fürchteten wenigstens Beengung, sonderlich wenn nun von der pietistischen Seite Denunciationen erfolgten, die unter den dormaligen Umständen Folgen haben konnten. Das religiöse Interesse des gesammten Publikums kommt den Regungen und Bestrebungen der kirchlichen Parteien entgegen, und verleiht ihnen Bedeutung. Die plötzliche Belebung dieses Interesses ist begreiflich. Seit hundert Jahren ist die Kritik allmählig immer selbstständiger und immer kühner geworden. Schon in der Reformationszeit hatte sich das Recht der Prüfung so lebhaft geltend gemacht, daß der einmal gegebene Anstoß nicht wirkungslos bleiben konnte, obgleich das Prüfen damals bald ein Ende hatte, als man mit dem, was die Zeit forderte, auf's Reine gekommen war. Die kirchlichen Verhältnisse stellten sich bald fest, und die Prüfung fand ihre Schranken an dem Dogma. Später drang sie von außen, von Seiten der Philosophie her wieder in die Theologie ein. Schon einmal hat das Denken im 18. Jahrhundert alle Grundlagen der Religiosität erschüttert, aber der Boden, in welchen diese Grundlagen eingesenkt waren, hielt den Stoß aus; die Theologie hielt sich in ungebrochener Kraft. Seitdem wühlten aber die Flammen der Kritik in den Eingeweiden auch der Theologie und untergruben das Bollwerk, welches für sie in der evangelischen Kirche das einzige ist, die Autorität der heil. Schrift selbst. Mit Entsetzen gewahrten Unzählige, die im guten Vertrauen der freien Wissenschaft jeden Spielraum gelassen hatten, daß diese freie Wissenschaft ihnen nichts Geringers zu entreißen drohte, als das — Heiligste und Höchste, wie der Mensch immer die ihm für fest und ewig geltenden Vorstellungen, welche es auch seien, nennt. So stürzte nun Alles herbei und

sucht die Religion zu retten, Jeder die seinige, die er von den verschiedensten Seiten bedroht sieht. Keiner weiß so recht, wo eigentlich sein Feind steht, welchen Gegner er am meisten zu fürchten und zu bekämpfen hat. Die Parteien werfen einander dieselben Beschuldigungen wechselseitig zu: jede schilt die andere, daß sie Partei sei, daß sie forschen wolle, daß sie mit der Masse imponiren wolle, daß sie schlechte Mittel gebrauche u. s. w. Und dessen, was jede der andern vorwirft, macht sie sich wirklich in demselben Augenblicke selber schuldig. Ihr seid lieblos, schallt es von dieser Seite; nein, ihr! schallt es von jener. Ihr eifert mit Unverstand, rufen diese. Das thut ihr, entgegen die Andern. Gegenseitig klagt man sich des Mangels an Aufrichtigkeit, der Heuchelei an. Anfangs hatte der Kampf etwas Plebejisches, nun hat er eine aristokratische Färbung erhalten. Würdenträger und namhafte Leute schwingen die Schwerter. Bischöfe, Universitätslehrer, städtische Kollegien sind in's Feld gerückt. Ich werde ihnen die Stellung der Armeen, die Streitkräfte, die bisherigen Bewegungen in einigen folgenden Briefen zu schildern suchen.

III.

Das Leipziger Theater.

Es ist jetzt über ein Jahr her, daß das Leipziger Theater unter eine neue Direction getreten ist und eine vollständige Umgestaltung erhalten hat. Der August spielt in Leipzig eine große Rolle. Die deutsche Journalistik beschäftigte sich mit jenem Bühnenregierungswechsel, mit jenen Augustereignissen des vorigen Jahres fast eben so eifrig, wie mit den diesjährigen, ja die Leipziger Local-Presse war damals noch viel geschäftiger und mittheilender, als bei den diesjährigen Vorfällen, wahrscheinlich weil man zu jener Zeit nicht die Redacteurs und Verleger auf das Rathhaus bestellte, um sie vor „Verdächtigungen“ zu warnen. Herr Dr. Schmidt, der neue Director, der seinen politischen Principien nach der Fortschrittspartei angehört, hat sich nicht der Besprechung des Theaters widersezt, obgleich sein Unternehmen in der Schwebe war und etwaige Verdächtigungen seiner neuen Verwaltung zu größerem Schaden hätten ausfallen können. Der Erfolg der neuen Direction zeigte, daß Herr Dr. Schmidt seine Principien nicht zu bereuen Ursache hat; trotz mancher heftigen Journalangriffe, die obendrein nicht immer unbegründet waren, ist das erste Jahr der Theaterunternehmung so glücklich ausgefallen, daß der Director sicherlich Ursache hat, mit seiner Cassa und seiner Stellung zufrieden zu sein. Es ist wahr, die Chancen waren sehr günstig. Die

vorige Direction hatte das Leipziger Theater so heruntergebracht, daß schon eine mäßige Verbesserung der neuen Leitung zu Danke angerechnet worden wäre. Zudem brachte Herr Dr. Schmidt alle Vortheile einer geachteten würdigen Persönlichkeit und wissenschaftlicher Bildung mit zur Direction. Ein geistreicher Schauspieler und erprobter Bühnenkennner trat eigens aus seiner Stellung vom Burgtheater aus, um sich dem neuen Unternehmen als Oberregisseur anzuschließen. Zu gleicher Zeit und um die durch das Treiben der vorigen Direction herabgestimmte Theilnahme des Leipziger Publikums, dem Theater wieder zuzuwenden, übernahm Heinrich Laube unentgeltlich das undankbare Geschäft, die Vorstellungen des Schauspiels im Tageblatte zu besprechen; ein anderer Referent wurde für die Oper gewonnen; auch die Deutsche Allgemeine Zeitung stellte ihre Spalten einer täglichen Theaterkritik zu Gebote. Es wurde nichts unterlassen, um das Publikum zu stimuliren. In hiesigen und auswärtigen Blättern wurde auf den Verfall der Hoftheater, auf ihre Abhängigkeit und Unfreiheit hingewiesen und die Vortheile einer selbständigen Stadtbühne an einem so günstigen Centralpunkte, umgeben von mannigfachen Literaturkräften, mit großem Nachdrucke hervorgehoben. Offenbar hat man mit diesen allzuschmetternden Trompetenstößen dem neuen Theater zum wenigsten eben so viel geschadet als genügt. Die Augen von ganz Deutschland haben sich diesem unter so gewaltigen Kanonenschlägen sich einschiffenden Geschwader mit gespannten Erwartungen zugewendet, man erwartete ein Theater ersten Rangs, man erwartete ein höheres Prinzip in der Leitung, man erwartete endlich, daß die Kanonen von Leipzig Bresche schießen werden in den alten, faulen Schlandrian deutschen Theaterwesens.

Nun ist ein Jahr vorüber — eine runde abgeschlossene Epoche, innerhalb welcher man wohl Gelegenheit und Berechtigung findet, die Ziele, die Leistungen, Mittel und Intentionen eines solchen Instituts zu beurtheilen. Sollen wir nun unser Urtheil mit Wahrheitsliebe und Unbefangtheit abgeben, so können wir es in wenigen Worten zusammenfassen: Das Leipziger Theater hat blutwenig von dem gehalten, was seine Freunde im Voraus nach allen Seiten hin verheißen und verkündigten, aber es hat auch nicht ein Jota weniger geleistet von dem, was die Direction selbst versprach. — Mit andern Worten: die Leipziger Bühne kann in Bezug auf ihre Gesamtkräfte weder dem Wiesener, noch dem Berliner, noch dem Dresdner Hoftheater sich gleichstellen; sie unterscheidet sich in der Art ihrer Leitung auch nicht im Mindesten von dem Mobus anderer Theater, es ist weder von einer höheren Idee, noch von einem großartigen Principe und am allerwenigsten von einer Regeneration oder Einwirkung auf deutsche Theaterzustände die Rede — alle diese schönen Phrasen sind vollständig zu

beseitigen. Wohl aber ist die Leipziger Bühne für eine Stadt zweiten Ranges, für eine Stadt von funfzig bis sechzigtausend Einwohnern eine ungemein tüchtige, sie besitzt vier bis fünf Mitglieder, um die sie jede Bühne Deutschlands beneiden darf und was den übrigen an Talent und Künstlerschaft abgeht, das weiß die Regie des Schauspiels (bei der Oper kann kein Regisseur die Lücken füllen) durch kluge Benützung der Kräfte, durch ein geschlossenes Ensemble oft so zu verdecken, daß man die Mängel viel schwächer, manchmal gar nicht bemerkt.

Dieses Verdienst muß man dem Oberregisseur, Herrn Marr, selbst als sein Gegner zugestehen. Herr Marr, den Scharfsinn, Weltkenntniß und Bühnenerfahrung zu einer der bedeutendsten Persönlichkeiten deutscher Bühne machen, ist eine jener cholersischen Naturen, die, was sie einmal ergreifen, mit Energie festhalten, ihre Entschlüsse im Innern so lange verkochen, bis sich der entscheidende Moment findet, um sie auszuführen. Solche energische Charaktere sind an der Spitze viel wichtigerer Institute von großem Einflusse, geschweige an der Spitze eines Theaters. Aber solche Energie hat oft eine Hinneigung zu Tyrannei und erwirbt sich jedenfalls ein Heer von Gegnern unter Allen deren Privatinteressen sie in ihrer Unbeugsamkeit verletz. Gesellt sich hierzu noch eine gewisse Verschlossenheit, die ihre Endgedanken immer verhüllt hält, so werden die Gegner noch gereizter und die Verdächtigungen nehmen kein Ende. Wir selbst sind der Meinung, daß, wenn irgend ein Bühnenleiter dem Leipziger Theater einen kräftigen Organismus sichern kann, so ist es Herr Marr, so wie umgekehrt er ganz der Mann wäre, Alles was jetzt durch ihn und die Direction mit Mühe aufgebaut wurde, allmählig zu zerbröckeln, wenn er es sich vornehmen würde. Solche Zerstörungsabsichten hat ihm im Laufe des verflossenen Sommers ein Gerücht in Bezug auf die Oper zugeschoben und wir erlebten einige Theater-scenen, ganz in der Weise des Parterres in Tieck's gestieftem Kater. Die Leipziger Oper ist in einigen Hauptfächern unverzeihlich schwach; was jedoch das Ensemble und die mise en scene betrifft, und dafür allein kann man die Regie verantwortlich machen, so ist Mühe, Fleiß und guter Wille unverkennbar, dies haben wir erst in letzterer Zeit durch die Scenirung der Haimonskinder, Stradella und der Hugenotten gesehen. Etwas Liebenswürdigkeit mehr und etwas Leidenschaftlichkeit weniger könnten allerdings Herrn Marr nicht schaden; aber wenn derlei Nebendinge und einzelne Charakterschwächen den Maasstab zur Geltung und Beurtheilung eines Künstlers abgeben sollten, welcher unserer berühmten Schauspieler würde vor einem solchen Gericht bestehen? Das Eccentrische ist oft wesentlich mit dem Genie des Künstlers verbunden. — Traurig wäre es jedenfalls, wenn Marr's Gegner dies fortgesetzt ausbeuten würden, um einem Manne seinen Wirkungskreis zu verkleinern, der — dies dürfen wir sagen, ohne für seine Fehler blind zu sein —

der Leipziger Bühne schwer, ja bei ihren Verhältnissen vielleicht unmöglich zu ersetzen sein würde. Als Schauspieler leidet Herr Marr nicht selten an einem spröden Gedächtniß; nicht alle seine neuen Rollen sind ihm geläufig, und wenn wir auch den Negiegeschäften, die von klein bis groß auf ihm lasten, vieles zuschreiben müssen, so bleibt doch die Thatsache immer dieselbe und es ergibt sich daraus in manchen Rollen ein gewisses Dehnen und Nuanciren, das seine Darstellung schwächt. Wo aber Marr Herr des Materials ist, da wird nie der Geist darin fehlen. Wir haben dies in den entgegengesetztesten Fächern beobachtet z. B. als Oberförster und als Mephisto, zwei Rollen, für welche die deutsche Bühne schwerlich einen bessern Darsteller in einer und derselben Person aufzuweisen hat.

Herr Wagner, den uns das Pesther Theater als ersten Helden und Liebhaber abgetreten hat, ist ein junger Schauspieler, bei dem um seines großen Fleißes, seines schönen Ernstes, seines unermüdlischen Eifers willen uns der Tadel sehr schwer fällt. Aber wir müßten der Wahrheit und unserer Ueberzeugung untreu werden, wenn wir in die übertriebene Lobeserhebung und allzugroße Nachsicht einstimmen würden, welche ein Theil der Leipziger Kritik aus Liebe für das Institut ihm angedeihen läßt. Herr Wagner ist wie Jemand, der schöne Verse macht, aber nicht den allereinfachsten Brief zu schreiben versteht; Herr Wagner ist in die Schauspielkunst beim Dach hineingestiegen, und schreitet stattlich in den großen Sälen umher, aber er weiß nicht, wie man die Treppe hinaufgeht; er hat seine Studien beim Z. A. W. begonnen, aber das A. B. C. hat er nicht gelernt, er weiß vortrefflich zu declamiren, aber wie man ganz einfach guten Morgen sagt, das weiß er nicht. Herr Wagner ist ein junger Mann, eine stattliche edle Figur, mit einem schön geschnittenen Kopf, mit einem wohlklingenden kräftigen Organ, mit einem schönen Pathos und meist richtiger Declamation, aber Herr Wagner ist zugleich wie eine jener Figuren, die durch eine Maschinerie bewegt werden: wie sein Schlagwort kömmt, da declamirt er, agirt er voll Blut und Gluth, aber wie sein letzter Ton verklungen, wie die Feder abgelaufen, da steht er da wie eine Pagode, theilnahmslos, geistlos, glözend, es ist, als wäre plötzlich die Seele aus seinem Körper hinausgeschlagen, er weiß nicht, was er mit den Händen, mit dem Munde, mit den Augen machen soll. Es liegt etwas Dämonisches in diesem Dualismus von schönem Leben und blöder Erstarrung. Nie sind mir jene unheimlichen galvanischen Figuren der Hofmannischen Kreisleriana lebhafter vor die Phantasie gekommen, als wenn ich diesen Schauspieler auf der Bühne sehe. Er ist wie jener Golem, jene künstliche Menschengestalt, die sich plötzlich belebt, wenn man ihr einen Edelstein, auf dem der heilige Name Gottes eingegraben ist, in den Mund legt, die aber eben so schnell erstarrt, sobald man den Stein wieder herauszieht. Das Schlagwort seines Mit-

spielenden ist der Zauberstein des Herrn Wagner. Ist er wirklich ein Golem? Ist in diesem reichausgestatteten schönen Menschenbilde wirklich nur ein fremder, eingeblasener Geist thätig, oder ist seine Blödigkeit nur Jugend und Unerfahrenheit? Seine neueste Rolle (Cato in „Gottsched und Gellert“), die er unter den Augen des Dichters einstudirt hat, fiel so gut aus, daß wir annehmen müssen, es sei blos der kritische Rath, die belehrenden Fingerzeige eines verständigen Freundes, was Herrn Wagner fehlt, um ihm seine Fehler abzugewöhnen.

Eine freundliche Bühnenercheinung ist Herr Richter, gleichfalls für erstes Liebhabersfach engagirt, ein junger Mann von ungefähr 26 Jahren, von wenig kräftigem, aber sehr zierlichem Körperbau und durch elegante Toiletüre von selbst auf das Conversationsstück gewiesen. Zu der höhern Tragödie fehlt ihm der Schwung und die ausdauernde Stimmkraft; aber wo die Leidenschaft zur Elegie sich mäsiget in ruhigen, leidenden Jugendcharakteren, da ist Herr Richter stets anmuthig und wohlthuenden Eindrucks. Auch ihm fehlt die belehrende Kritik, die Nähe guter Musterbilder, um seinem schönen Talente die Reife zu geben, die ihn zu einem der besten Liebhaber deutscher Bühne machen würde.

Einen wahren Schatz besitzt das Leipziger Theater an dem jugendlichen Komiker Herrn Meirner. Da ist Kern, Leben, Humor, da sproßt und blüht ein Naturell voll Ursprünglichkeit und Unverwüstlichkeit. Herr Meirner spielt hier, seinen Engagementsbedingungen nach, auch Chevaliers und humoristische Liebhaber, ein Fach, in das er durchaus nicht hineingehört. Der Frack ist zu enge, zu fein für dieses naturwüchsiges Talent; man lacht zwar, aber es ist eine Heiterkeit, die der Person des Schauspielers gehört und dem darzustellenden Charakter nicht zu Nutze gereicht. Aber wo das Modekleid, der Glacéhandschuh und der Salonten wegfällt, wo der Strom einer glücklichen Menschennatur ungenirt den Charakter durchzieht, da gibt es auf deutscher Bühne wenig Schauspieler mit so herrlichen Gaben und Wirkungen wie Meirner. Hier ist nicht blos Spaß und Possenreißerei, sondern wirkliche Charakteristik; Herr Meirner versteht eine Rolle zu schaffen, und wir sahen ihn leztlich hintereinander in zwei ganz neuen Masken (dem Pfeiffer in Böttgers „Agnes Bernauer“ und Wachtmeister in Laube's „Gottsched und Gellert“), wo er kein Vorbild keine Tradition hatte und die beide zwei ganz entgegengesetzte Genrebilder sind.

Ein Schauspieler, dessen Namen man — nicht eben zum Vortheile der Bühne — fast auf jedem Theaterzettel findet, ist Herr Marzder. Dieser fleißige Mann verdient wegen seines guten Willens eine freundlichere Kritik, als wir ihm zu Theil werden lassen können. Leider handelt es sich hier nicht um Galanterie, sondern um Wahrheit. Herr Marzder spielt unverzeihlich viel. Heute den Figaro und morgen den deutschen Krieger; gestern den Papageno und vorgestern

den Moritz von Sachsen, diese Woche den bösen Geist Lumpactusvaga- bundus und nächste Woche — den Professor Gottsched. Ein solcher Schauspieler muß entweder ein colossales Genie sein, oder einer jener Menschen, die Vieles treiben, weil sie Nichts mit der vollen Befähigung treiben. Herr Marrder, früher Baritonist von Verdienst und schöner Stimme, hat letztere nun zum Theil eingebüßt und steht nun am Wendepunkte zweier Welttheile. Er singt den deutschen Krieger und spricht den Figaro. Wären es Nebenrollen, in welchen Herr Marrder beschäftigt würde, so würden wir ihm aus vollem Herzen jene Lobsprüche zollen, die seine Unermüdlichkeit und sein bis zu einer mittleren Höhe reichendes Talent verdient. Aber da er in ersten Rollenfächern den Lückenbüßer macht, so müssen wir ohne Schonung die Wahrheit sagen. Für eine kleinere Bühne wäre Herr Marrder eine unbezahlbare Acquisition; aber auf dem Leipziger Theater, von welchem der Ruf und das Schicksal manches neuen Stückes ausgeht, ist er ein Unglück; gerade weil er nicht schlecht genug ist, um ausgelacht zu werden, und auch nicht gut genug, um eine neue Rolle zu schaffen und zu tragen, wird Vieles dem Dichter zugeschrieben, was Schuld des Darstellers ist, und Bauernfeld, Prutz und Laube haben manches büßen müssen, weil der verwendbare Herr Marrder-so gar sehr verwendbar ist. — Die beiden Komiker, Herr Ballmann und Herr Berthold, sind bereits so lange am Leipziger Stadttheater, daß es überflüssig wäre, sie erst jetzt charakterisiren zu wollen. Ihre Erscheinung setzt das Publikum jedesmal in die heiterste Stimmung, und sie verdienen, namentlich Herr Ballmann, ihre Beliebtheit.

Das Fach der Väter ist nicht besetzt, oder wenigstens sehr ungenügend. Herr Keller, der damit bekleidet scheint, ist ein noch ganz junger Mann, der, um seine natürliche Lebendigkeit zu unterdrücken, noch einen Gegensatz sucht und in der erkünstelten Ruhe matt, kalt und wirkungslos ist. Schade für den sonst nicht unbegabten Schauspieler.

Herr Stürmer, Regisseur der Oper, spielt gleichfalls bisweilen das Fach der Väter, ist aber hier weniger an seinem Platze, als in Rollen, die der Repräsentation bedürfen. Der ernste Hofmann, der Diplomat, und überhaupt Charaktere, die eine gewisse Zurückhaltung und eine stattliche Erscheinung nöthig haben, finden an Herrn Stürmer einen entsprechenden Darsteller.

Für Nebenfächer hat die Leipziger Bühne einige sehr wackere Mitglieder. Der junge, fleißige und aufmunterungswürdige Herr Guttmann, der schüchterne, aber bisweilen sehr wirksame Herr Paulmann, die Herren Linke, Viekert u. s. w.

Wir haben uns, wie auf einem Shakespear'schen Theaterzettel, die weiblichen Mitglieder bis zulezt verspart. Ihre Zahl ist nicht groß. Das Fach der Heldenmütter, der Lady Milforts und Drfina's ist durch den contractbrüchigen Ausflug der Madame Desfoir durch

mehrere Monate verwaist geblieben und ward in den letzten Tagen erst durch eine uns zur Zeit noch nicht vorgeführte Schauspielerin, Madame Bender, besetzt. Es wäre zu wünschen, daß die Direction hier einen eben so glücklichen Treffer gezogen hätte, wie durch das Engagement des Fräulein Unzelmann. Diese unsere erste Liebhaberin ist gewissermaßen ein Gegensatz zu unserem ersten Liebhaber, Herrn Wagner. Wenn dieser im ersten Momente durch sein schönes Organ anzieht und in der Folge durch Mangel an geistiger Nuancirung wieder erkalten macht, so ist es bei Fräulein Unzelmann umgekehrt; ihr Organ ist spröde, zwar ausdauernd, aber keineswegs einschmeichelnd und melodisch; es ist ein Geschwisterkind von Seidelmann's Organ, wie wohl in's weibliche überseht. Beim ersten Anhören macht es stugig und erregt Kopfschütteln. Aber allmählig, wenn die ersten Momente vorüber sind und das Spiel der jungen Schauspielerin sich entwickelt, ändert sich diese Stimmung und nach jedem Akte wird man wärmer, hingebender, und am Schlusse bewundert man, wogegen man sich Anfangs gesträubt. Es ist ein merkwürdiger Sieg des Geistes über die Materie in dem Spiele dieses noch ganz jugendlichen Mädchens. Es ist wie bei einem Freunde, dessen glühendes Herz sich hinter einem rauhen Tone verbirgt, je näher man ihm tritt, desto wärmer und glänzender geht uns sein inneres Leben auf. Fräulein Unzelmann, erst seit wenigen Monaten beim Leipziger Theater, hat sich bereits einmüthige Anerkennung erworben. Ein tiefes Gemüth und eine merkwürdig scharfsinnige Nuancirung sind die Hauptqualitäten dieser Schauspielerin, und wir kennen kaum ein Gretchen auf der deutschen Bühne, welches diese Rolle mit solcher Vollendung spielt und dabei auch wirklich ein junges Mädchen ist. Wofür man Fräulein Unzelmann warnen muß, das ist die Hinneigung zum Ernst, auch in solchen Partien, die eine etwas heitere Färbung zulassen. Das menschliche Gemüth sieht immer lieber heitere als düstere Menschen und es ist daher im Interesse des Schauspielers selbst, dem Zuschauer so viel Freudigkeit als möglich vorzuführen.

Madame Günther-Bachmann ist eine muntere Soubrette, die bei ihrem Auftreten stets Leben und Frische in die Scene bringt. Wenn sie auch nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend steht und ein etwas gefährliches Embonpoint gewinnt, so weiß sie dagegen so treffliche Toilette zu machen, und besitzt einen solchen Schatz unverwüstlicher Laune, daß sie noch lange ein Liebling des Publikums bleiben wird. Zudem ist Mad. G.-B. eine jener wenigen Schauspielerinnen, die einst eine vortreffliche komische Alte abgeben, und wenn vielleicht die schönere Hälfte ihres Künstlerlebens hinter ihr liegt, so geht sie darum doch einer gesicherten Zukunft entgegen.

Das Fach der Mütter und komischen Alten ist übrigens durch die treffliche und fleißige Madame Eise in den besten Händen. Ueber

das übrige weibliche Personal schweigen wir; wir wollen nicht ohne Noth ungalant sein. Schlimm genug, daß wir in einem spätern Artikel über die Dper diesem Schicksal nicht werden entgehen können.
J. Kuranda.

IV.

Das Ignoriren in der Journalistik.

Es hat sich innerhalb der deutschen Journalistik eine Praxis ausgebildet, die ich in flüchtigen Zügen schildern und wider die ich hiemit öffentlich protestiren will, weil sie in eben so hohem Grade feig, als gewissenlos und verderblich ist, die Praxis des Ignorirens. Seit acht bis zehn Jahren ist ein Gebrauch gäng' und gäbe geworden, der vorzugsweise von den größeren und besseren Organen unserer Tagespresse geübt und welcher das faule Ruhebett geworden ist, auf welchem die literarische Vornehmthuerei, die Liebe zur Bequemlichkeit, der Mangel an muthigem Eifer sich träg und behaglich wiegt, um darüber die heiligsten Pflichten zu veräußen. Die Journalistik, die sich früher und mit Recht für verbunden hielt, die Gemeinheit und Verworfenheit von Sachen und von Personen öffentlichen Interesses unmitttelbar anzugreifen und rücksichtslos zu verfolgen, begnügt sich heute häufiger als je damit, die Erbärmlichkeiten eines niedrigen Strebens unbeachtet zu lassen. Einmal und eingestandner Weise aus Klugheit. „Warum durch Polemik zu einer Wichtigkeit erheben,“ heißt es, „was nach der Einsicht aller Besseren bedeutungslos, weil ohne Geist und sittlichen Hintergrund ist?“ Zum andern, und nicht so deutlich eingestandener Weise, geschieht jenes Unbemerkt = bei Seite-Liegenlassen aus Hang zur Ruhe, aus Scheu vor dem Skandale, aus eittem Dünkel, als ob das schon von selbst wieder aus dem Reiche des Bestehenden verschwinden müsse, was von geachteten und weitere Kreise umfassenden Blättern für die Dauer übersehen und gar nicht der Erwähnung gewürdigt werde.

Jene Klugheit aber ist arge Thorheit und diese selbstgefällige Verblendung hat bereits die schmerzlichsten Folgen gehabt. Nur eine sehr ungeschickte Polemik kann an sich kleine und nichtswürdige Persönlichkeiten und Dinge beträchtlicher erscheinen lassen als sie sind, anstatt sie einfach aus dem Wege zu räumen. Wo dennoch große Spuren der Anstrengung übrig bleiben, sind auch tiefere Wurzeln des Uebels vorhanden und die Ausrottung ist desto nothwendiger gewesen. Was aber die Hoffnung anlangt, daß sich das geistig Unbefugte und sittlich Berkrüppelte schon von selbst richten und ungenährt verfaulen werde, wenn man sich nur getreu bleibe im Ignoriren, so ist dies falsch, grundfalsch. Als ob das Unkraut, so ihm nicht Sonnenschein und Regen entzogen würden, nicht gerade so lustig aufwüchse, wie

der Waizen! Die freche Gemeinheit, die ohne Brandmarkung, ja ohne Widerspruch auftreten, sich verbreiten, über gute und böse Dinge hinwuchern darf, die gleißende Gesinnungslosigkeit oder gar die verderbte Absicht, über welche das Publikum nicht aufgeklärt wird, gedeihen zur Kühnheit von der Reckheit, gedeihen von der Schwäche zur Macht. Deutschland hat keinen anerkannten Mittelpunkt, weder örtlich noch geistig. Unserem Volke fehlt der allgemeine Maßstab der Beachtungswürdigkeit, denn es fehlt uns in Deutschland die Hauptstadt und fehlen die Hauptblätter, an deren Aufmerksamkeit das gesammte Publikum ermessen könnte, was der Aufmerksamkeit werth ist.

Nicht daß ich im Interesse einer Partei spräche, der zunächst blosgestellten durch solch einen Vorfall etwa, nein, ich rede im Interesse aller Parteien und jedes edlen Streits. Es gibt Personen und Tendenzen, von deren Mitbetheiligung ich Liberale und Conservative frei sehen will, weil sie jeder rechtschaffenen Gemeinschaft nur Schande und Schaden bringen, ohne damit die Entscheidung der Angelegenheit auch nur um eine Linie zu fördern. Ich benutze ein jüngstes Beispiel nur, um augenfällig auf den Punkt zu weisen, wohin das Ignoriren führt. Die Polemik, die gegenwärtig wider Herrn Chownitz eröffnet wird, ist verspätet und ist, wie sie z. B. in dem Ulmer Artikel vom 8. October der Deutschen Allgem. Zeitung gehandhabt wird, geradezu selbstmörderisch. Dagegen hat sich eben diese Polemik unverantwortlich veräußert und wir tragen Alle die größte Schuld dabei, daß die Journale schwiegen, als Herr Chownitz geist-, anstands- und sittenlose Romane und Blätter schrieb, und daß sie schwiegen, als er seinen Namen an die Fahne einer neuen Kirchenpartei heftete und in seinem eitlem Interesse gottesdienstliche Versammlungen mit heuchlerischen Predigten, die Zeitungen aber mit lügenhaften Berichten überschwemmte. Hätte die Presse ihre Schuldigkeit gethan, so wäre das Uergerniß unmöglich gewesen.

Aber bei diesem einzelnen Beispiele wird's nicht bleiben, nicht bloß die eine Sache und die eine Partei wird durch solche Vorfälle beschimpft werden, wenn die Tagespresse bei ihrem derzeitigen Verfahren beharrt. Unsere Literatur und unsere öffentlichen Zustände gehen im Ganzen der äußersten Gefahr entgegen, sobald die Blätter noch ferner ihr besseres Wissen aus halb aristokratischen, halb furchtsamen Rücksichten verhehlen. Es ist des Dichters ganz würdig, gemeine Anfeinerungen durch ein würdevolles Schweigen zu erwiedern, oder des Künstlers verderbte Geschmacksrichtungen nur durch seine Werke zum Edleren zu wenden. Auf den Journalisten aber paßt die Analogie des Künstlers und Dichters nicht. Er ist verpflichtet, sich bestätigend oder verwerfend auf jedes neue Ereigniß einzulassen, bevor das Ereigniß stärker wird als die Journalistik, er kann seine Zurückhaltung nicht damit entschuldigen, daß ihm unter der Polemik die schöpferische

Ruhe entgehe, denn seine Aufgabe ist der Kampf, er darf auch das schier nicht geringachten, so lange uns kleine und zersplitterte Verhältnisse umgeben, die das Aufkommen des an sich Unbedeutenden begünstigen, er darf endlich nicht vor dem Schweiß des Gefechts, vor den Wunden und den noch viel empfindlicheren Schmutzflecken zurückbeben, wenn es unwürdigen Gegnern gilt. Denn ein Soldat im Felde hat sich nicht bloß gegen regelmäßige Truppen, sondern auch mit marodirenden Lumpengesindel zu schlagen. Den Muth unumwundener Wahrhaftigkeit fordere ich von der deutschen Journalistik, das Aufgeben ihrer stolzen Ruhe, nicht bloß stille Verachtung gegen das Gemeine und Erbärmliche, sondern lauten Ausdruck derselben. Die gewöhnliche belletristische Presse wird auch in dieser Beziehung schwer aus ihrer Trägheit aufzuwecken sein, aber ihr Schweigen hat schlimmsten Falls einige Nies schnöb vergeudeteten Druckpapiers zu verantworten. Die politische Presse aber kann diese Mahnung nicht überhören, denn es ist die Mahnung an ihren Beruf. Robert Heller.

V.

N o t i z.

Ein zürnender Olympier.

Zu Ende des vorigen Monats brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Auszug aus den Heidelberger Jahrbüchern, worin Herr Professor Kortum vom hohen Olymp professorischer Weisheit herab dieser armseligen kleinen Erde und ihren liberalen Schreibern die Leviten liest voll Salbung und Majestät. Wir haben die olympische Ruhe dieses politischen Sittenlehrers demüthigst und pflichtschuldigst bewundert, bis wir diese Woche in derselben Augsburger Allgemeinen Zeitung von demselben Olympier und Professor Kortum folgende kleine Erklärung lasen: „Erklärung: Demjenigen, welcher im Frankfurter Journal (Nr. u. f. w.) meldet, der Professor Kortum habe keine Zuhörer gehabt, erkläre ich aus Rücksicht für Auswärtige hiermit für einen Verläumder, Lügner und Schuft!“ (Warum nicht auch sogleich: noch vielmehr!) So steht's mit diesen Hochweisen, von ihrem Katheder herab predigen sie den von der Windsbraut der Zeitbedrängniß Ergriffenen Weisheit und Mäßigung, aber kaum setzt sich irgend eine kleine Fliege auf ihre Nase, da verlieren sie die Besinnung und zappeln mit Händen und Füßen wie ein Gespiefster.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.